



Leseprobe

Christian Schüle

Vom Glück, unterwegs zu sein

Warum wir das Reisen lieben und brauchen

»Das Buch ist eine Mischung aus Reportage und Essay, eine philosophische Suche nach dem Sinn des Reisens.« *Der Spiegel*

Bestellen Sie mit einem Klick für 22,00 €



Seiten: 256

Erscheinungstermin: 26. April 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Bis zu den Rändern der Welt auf der Suche nach uns selbst

Die Schönheit alter Pilgerwege in Norwegen oder unbeleuchteter Gassen in Kairo, die Leichtigkeit Sandalen tragender Bergführer in Guatemala oder in der Sonne Portugals dösender Hunde, bizarre Nächte in Blackpool oder Tokio: Christian Schüle, Philosoph, Reisender, Flaneur und Wanderer, verbindet persönliche Erlebnisse beim Erkunden der Welt mit Reflexionen darüber, wie und warum das Fremde und Ferne ein so vorzügliches Mittel ist, sich selbst zu erkennen und die Welt wie die Zeit anders zu erleben. Sein ebenso faszinierendes wie inspirierendes Buch ist literarischer Roadtrip und philosophische Suche nach dem Sinn des Reisens zugleich.



Autor

Christian Schüle

Christian Schüle, geboren 1970, ist Philosoph, freier Autor und Publizist. Er schrieb für National Geographic und GEO; seine Essays, Feuilletons und Reportagen erscheinen u. a. in ZEIT, mare, Deutschlandfunk und Bayerischer Rundfunk und wurden vielfach ausgezeichnet. Seit 2015 lehrt Christian Schüle Kulturwissenschaft an der Universität der Künste in Berlin. Er hat eine Reihe viel diskutierter und markanter Debattenbücher zu aktuellen Themen veröffentlicht, von »Deutschlandvermessung« bis zuletzt »In der Kampfzone: Deutschland zwischen Panik, Größenwahn und Selbstverzwergung«. Wenn er

Christian Schüle
**VOM GLÜCK,
UNTERWEGS ZU SEIN**

CHRISTIAN SCHÜLE

VOM GLÜCK, UNTERWEGS ZU SEIN

*Warum wir das Reisen
lieben und brauchen*

Siedler

»*Werde, der du bist.*«

Pindar, Pythische Oden

»*Wie man wird, was man ist.*«

Friedrich Nietzsche, Ecce homo

INHALT

PROLOG: Von der Kunst, sich einzulassen	9
I. ZEIT UND ZUFALL	13
Schule der Irrealität durch spätes Erwachen	15
Schule der Wahrnehmung durch lange Weile	26
Schule der Gelassenheit durch Zeitverlust	30
Schule der Bildung durch das Unvorhersehbare	40
Schule der Geborgenheit durch das Unendliche	55
Schule der Demut durch die Macht des Meeres	64
Schule der Mehrdeutigkeit in der Hitze der Nacht	72
II. WISSEN UND WEISHEIT	83
Erkenntnis von der Macht der Nostalgie	87
Erkenntnis vom Sinn der Geschichte	97
Erkenntnis vom Triumph des Traums	106
Erkenntnis von der Weisheit durch Unwissen	113
Erkenntnis von der Harmonie im Chaos	125
Erkenntnis vom Scheitern als Sinn der Sehnsucht	134
Erkenntnis von der Umkehr durch Magie	142
Erkenntnis von der Eroberung des Eroberers	147
Erkenntnis vom Irrsinn des Banalen	156
Erkenntnis vom Schutz durch höhere Mächte	167
Erkenntnis vom Glück, unterwegs zu sein	176

III. MORAL UND MENSCHLICHKEIT	181
Lehre vom Respekt vor dem Alter	187
Lehre vom Verhängnis der ewigen Liebe	192
Lehre von der Ohnmacht der Moral	200
Lehre von der List der Lüge	208
Lehre von der Rebellion durch Handschlag	215
Lehre vom Wert der Werte	224
Lehre vom Geschenk der Geste	235
Lehre von der Lüge aus Liebe	241
EPILOG: Kurze Philosophie der Versöhnung	251

PROLOG

Von der Kunst, sich einzulassen

So gut wie immer komme ich von einer Reise zurück und bin versöhnt. Versöhnt mit mir und der Welt, obwohl es zwischen uns gar keinen Streit gegeben hat. Mehr noch: Ich bin auf faszinierende Art verstört, weil ich jedes Mal aufs Neue das erfüllende Gefühl habe, bei einer Reise in mir unbekannte Länder und Regionen auf listige Weise geschult worden zu sein. Geschult? Ja, im Sinne einer Schulung nicht nur der sinnlichen Wahrnehmung dessen, was sich vorfinden lässt – all der herrlichen Nebensächlichkeiten, die einem widerfahren –, sondern einer Schulung in mehreren Disziplinen des Lebens zugleich: in Sittlichkeit, Geborgenheit und Gelassenheit, im Glauben an den guten Gang der Dinge und an ein Wissen, das sich vielleicht schon im Einzugsbereich einer künftigen Weisheit befinden mag, als solche aber noch nicht erkannt ist. Ich fühle mich geschult durch die Lehre von Moral und Menschlichkeit und die Erkenntnis von Liebe, Lüge und Tragik. Und was die Listigkeit betrifft: All das geschieht ohne meinen erklärten Willen. Es geschieht durch sich selbst. In Hinsicht auf Versöhnung und Schulung ist es völlig einerlei, ob man in die Dörfer des Alentejo, in die Weiten der kasachischen Steppe, in die Waldeinsamkeit Nordschwedens, zu den Geysiren Kamtschatkas, an den Fuß des ostanatolischen Bergs Ararat, an die

mecklenburgische Seenplatte, ins Epizentrum der Megacity Lagos oder an die Gestade der Seychellen reist.

Obwohl ich meiner Erinnerung nach also nie im Hader oder Unfrieden mit der Welt aufgebrochen bin, komme ich versöhnt und verstört zugleich zurück, weil ich das Gefühl habe, mehr als je zuvor begriffen zu haben und nicht sagen zu können, worin genau der Mehrwert besteht. Ohne dass ich es merke, hat mich das Reisen zu der Überzeugung verführt, etwas Wesentliches verstanden zu haben, ohne zu verstehen, was dieses Wesentliche ist. Ich könnte keineswegs behaupten, dass sich dieses Verstehen willkürlich wiederholen ließe. Was sich hingegen immerzu wiederholt, ist die Erfahrung der lebensbejahenden Erhabenheit: Es ist, wie es ist, und es war gut so, wie es war.

Die Schule des Reisens pflegt eine subtile, aber einflussreiche Pädagogik, und die Versöhnung mit der unbekanntem Welt, so finde ich bis heute, liefert das kostbare Wohlgefühl, mit sich selbst im Frieden zu sein, da das Leben bekanntlich keineswegs immer erfreulich und friedvoll ist. Schenkt einem das Reisen nicht die dafür wichtigsten Fähigkeiten in einer Art Vorleistung, die der Reisende dann mit guter Lebensführung begleicht?

Ich lobe an dieser Stelle die Wette aus, dass sich das Glück, unterwegs zu sein, letztlich als Liebe identifizieren wird: zum Leben an sich, zu den Details, Dezimalen und Differenzen, zum Unbedeutenden, Unspektakulären und Unbedarften, zu den Landschaften, Tieren und Menschen, die überall so großartig wie fehlbar sind, ja, als Liebe zur Wirklichkeit, wie sie ist: schamlos, brutal, gemein, rührend, ergreifend, erregend, verblüffend, poetisch, bisweilen hässlich und meist überwältigend schön. Deshalb ist das Reisen jedes Mal aufs Neue die

stets wiederentfachte Bereitschaft zur Neugier auf das, was der Fall ist. Deshalb lieben und brauchen wir es. Wer reist, der sucht. Was? Das Andere. Das Fremde. Und sich selbst.

Wer die Welt nicht aufsucht, wird sich nicht finden.

Wer nicht anschaut, was der Fall ist, wird das Andere nicht erkennen.

Wer vom Anderen nichts weiß, weiß nichts von sich.

Wer vom Anderen und von sich nichts wissen will, ist vermutlich borniert.

Wer aber durch Wissen und Weisheit sich selbst auf die Schliche kommt, könnte zu höherer Erkenntnis befähigt sein.

Warum? Weil die Bereisung der Welt lehrt, dass jeder Mensch überall er selbst und zugleich ein Fremder ist.

Weil man versteht, dass leibhaftige Erfahrung in Zeiten digitaler Ablenkung ein vorzügliches Medium der Selbsterkenntnis ist.

Weil Reisen das Bewusstsein von der erlebten Welt gegen die vermeintliche Ahnung über die Welt in Szene setzt.

Und weil der Reisende nach der Rückkehr verstanden haben wird, dass er durch die Magie des Moments mit der Wirklichkeit versöhnt ist.

I. ZEIT UND ZUFALL

Schule der Irrealität durch spätes Erwachen

Einmal stand ich nachts um drei in Kairo und traute der Realität nicht mehr. Die Maschine der Bulgarian Airlines war via Sofia in der ägyptischen Hauptstadt angekommen, schwitzend und übermüdet schleppten wir uns, mein Kumpel Peter und ich, in ein herangewinktes Taxi und erwarteten eine stille Fahrt durch unbeseelte Vororte Richtung Zentrum. Wie immer spekulierten wir auf das unverschämte Glück, spontane Gäste eines Hotels zu werden, von dessen Existenz wir zu diesem Zeitpunkt noch gar nichts wussten. Sich nachts in die Fremde einzuschleichen, erlaubt dem wachsamem Geist, einer Verletzlichkeit nachzuspüren, die der umtoste Tag nicht zulässt. In der Nacht gibt sich eine Stadt sich selbst hin. Sie ist auf rührende Art wehrlos, und das wissen neben Reisenden natürlich auch Diebe, Terroristen und Menschenhändler, was zusammengenommen eine denkwürdige Sippe ergibt, weshalb Hingabe an die Stadt in der Nacht aber keineswegs falsch ist.

Was immer nachts um drei passiert oder nicht – maßgeblich für die ersten zart geknüpften Bande zwischen dem ortsfremden Besucher und dem ihm fremden Ort ist die Tönung der Dunkelheit. Immer wieder habe ich die heimliche, manchmal subversive Einflussnahme des Lichts auf meine Stimmung festgestellt. Pauschal gesprochen lautet die Erkenntnis: Der Mensch hat ein anderes Ichgefühl, wenn Straßenlaternen heliumgelb statt halogengrell sind. Es zeitigt Folgen für die Grammatik der Geborgenheit, ob diese Laternen einander im Abstand von drei oder von dreißig Metern folgen. Und es ist keineswegs einerlei, ob sie akkurat aufgestellt und mit Sinn und Verstand gereiht wurden oder einfach da stehen, wo sie

stehen, weil es genügt, dass sie dort stehen, wo sie stehen, da kein Grund ersichtlich ist, dass sie woanders stünden. Und wenn es nicht genügte, wäre es auch egal, wen kümmert's, wo Laternen stehen, wenn sie nur Licht geben!

Nein, so einfach ist es dann doch nicht, denn neben den manchmal sensationellen Gerüchen der Luft, der Beschaffenheit des Bodens und der Häuserwände ist die entscheidende Frage, wie viel Mondlicht eine Stadt jenseits ihrer Laternenbeleuchtung zulässt. Hat der Mond, steht er etwa über Kairo, einen anderen Effekt als über dem weitgehend lichtlosen Dorf Deadhorse bei minus 30 Grad in Alaska? Ist er eine mystische Instanz, wenn er über dem nachts hypernervös illuminierten Tokio oder einer dauerdämmernden Siedlung ohne Namen in Sibirien aufgeht? Obwohl es immer derselbe Mond ist, scheint er in jeder Stadt, in jedem Dorf, in jeder Gegend der Welt anders. Die Wirkung künstlichen Lichts ist abhängig von Feuchte, Salzhaltigkeit und dem Grad an Luftverstaubung. Die Melancholiebefähigung des Mondes wiederum ist abhängig vom künstlichen Licht.

Unser Taxi nahm die Einfallstraße vom Kairoer Flughafen Richtung Zentrum und kam nach einer halben Stunde in ein dicht besiedeltes Viertel mit großspurig ineinander verschachtelten Gebäuden, die im Vergleich zu den anderen verschachtelten Gebäuden nebenan keine Unterschiede zuließen. Laternen standen kreuz und quer, die Leitungskabel hingen durch, das Licht war diffus. Der Fahrer bremste einmal scharf und rollte in Schrittgeschwindigkeit weiter. In den Gassen herrschte nokturner Trubel. Gefühlt Millionen Menschen. Die allgemeine Heiterkeit setzte Noradrenalin in meiner Nebenniere frei und lehrte mich für immer, was mit dem Wort »Schlaflosigkeit« gemeint ist. Wer nachts um drei in

Kairo ankommt, hat zwar jedes Recht auf Erschöpfung, sich ihr aber hinzugeben macht keinerlei Sinn. Müdigkeit ist nur so lange langweilig, bis die Übermüdung sich selbst übervorteilt, und das war es dann mit Schlaf und Ruhe.

Wir checkten in das nächste Ein-Stern-Hotel ein, warfen die Rucksäcke aufs Bett und traten auf die Straße hinaus. Wenige Minuten später, es war weit nach Mitternacht, saßen wir todmüde und hellwach zugleich auf Klappstühlen an einem Klapptisch und spielten, von umstehenden Männern freundlich studiert, in geradezu grotesker Vertrautheit Backgammon mit Menschen, deren Anwesenheit in der Welt eine Minute vor diesem Moment unvorstellbar war. Spiel folgte auf Spiel, als duellierte man sich seit Jahren, ehe uns – mehrere Niederlagen großmütig akzeptierend und quasi zur Belohnung unserer taktischer Finessen – der in etwa gleichaltrige Mustafa in den Parfümshop seines Onkels einlud. In einem auf den ersten Blick schäbigen Gebäude eröffnete sich ein beeindruckend geräumiger Verkaufsraum mit poliertem Marmorboden und zahlreichen Vitrinen, in denen Flakons und Fläschchen aufgereiht waren. Ein schmaler Gang schloss sich an, dahinter kam ein Lagerraum, es folgte ein Durchgang, dann noch einer, dann eine kleiderkammerkleine Küche, dahinter ging es auf eine unbeleuchtete Gasse, Gewimmel, Gewirr, Mensch, Tier und ein Teehaus zwischen Tür und Angel. Natürlich hätte es ein billiger Trick sein können, die von ihrer überdrehten Wachheit überwältigten Besucher zum Erwerb jener exquisiten Essenzen zu verleiten, die Mustafas Onkel – zweifelsohne ein wohlhabender Blumenfeldbesitzer – außerhalb der Stadt in großen Mengen herstellen ließ. Und insofern hätten das Backgammonspiel und die womöglich absichtlich herbeigeführten Niederlagen die kalkulierte Overtüre zur

Eroberung unerfahrener Touristen gewesen sein können, die in der Hingerissenheit der ersten Nacht in Kairo mehr Fläschchen Opium- oder Moschusessenzen kaufen würden, als man für das hundertjährige Leben einer verehrten Frau je bräuchte.

Stattdessen wurden wir brüderlich umarmt, bot man uns Hocker, Fladenbrot und Tee mit Milch an, und als gegen sieben Uhr früh der Tag in die Gänge kam, verschwanden die Menschen von der Straße, und wir pennten auf Mustafas Couch, bis der Muezzin zum Vorabendgebet rief.

Reisende wissen nicht immer, wie sie wohin gekommen sind, aber wenn sie zum Beispiel um 18 Uhr mitten in Kairo aufwachen, können sie zwischen Kunst- und Mondlicht, zwischen Realität und Fiktion nicht mehr unterscheiden. Im Zwischenreich des unrealen Realen aber ist dem Glück der Selbsterkenntnis längst die Spur bereitet.

--

Das heißt nun keinesfalls, dass Selbsterkenntnis nicht auch schon vorher glückt. Und ebenso wenig heißt es, dass sie ausschließlich nur auf Reisen nach Kairo gelingt. Es heißt aber sehr wohl, zumindest für mich, dass Selbsterkenntnis wesentlich mit Weltkenntnis verbunden ist. Ich zähle das Heureka!, diesen Jubelruf des Verstandes angesichts unwillkürlich einschließender Erkenntnis, zu den erhabenen Glücksmomenten des Lebens: sich mit scharf gestellter Linse an jene Momente erinnern zu können, da man etwas zu verstehen begann, da man begriffen zu haben glaubte, dass *Welt* mehr ist als nur materielle Erde, da man zum Reisenden in der Welt wurde, was keineswegs allein durch einen Urlaub im Ausland gelingt,

wobei Urlaub etwas ganz Verzückendes ist. Urlaub ist immer schon Angekommen-Sein, Reisen immer Auf-dem-Weg-Sein. Wer reist, kommt gerade deswegen nicht an, *weil* er reist. Ein Reisender urlaubt so wenig wie ein Urlauber reist.

Jede Reise beginnt lange vor dem Aufbruch, wie jede wahre Reise bereits vor der Abreise anfängt. Einst saß ich zum Beispiel im Wohnzimmer meines Elternhauses, über dreißig Jahre ist es her, da erfasste mich, gerade noch Teenager, ein seltsamer, aber hinreißender Sog mit einem für mich neuen, aus dem Ungewissen strömenden und ins Unbestimmte drängenden Gefühl. Es war ein überfallartiges Bedürfnis nach Fremdheit, nach bisher ungehörten Tönen und Stimmen, nach nicht vorstellbaren Gerüchen, Düften und Aromen, von denen – man sollte es keinesfalls weniger pathetisch sagen – mindestens eine Verzauberung ausgehen würde. Wie kommt ein solch bedrängendes, verstörend reizvolles Bedürfnis nach einer ganz anderen Sinnlichkeit und Sittlichkeit zustande? Als hätte man sich Reiselust zugezogen wie eine seelische Infektion samt Körperkribbeln, eine leib-seelische Nervosität, die man zeitlebens nicht mehr los wird, kehrt die Erinnerung, ob man will oder nicht, immer wieder zurück: an Orte, Momente und Menschen, die sich überfallartig in den Ich-Entwurf eingeschleust haben, ohne dass die eigene Biografie dies je in Auftrag gegeben hätte. In meinem ganz persönlichen Fall könnte es damit zu tun haben, dass ich als Kind lieber Abenteurergeschichten als Comics gelesen habe, dass ich in einer Gegend Süddeutschlands aufgewachsen bin, in der man stundenlang über sanft gewellte Hügel fahren und sich der Tagträumerei hingeben konnte, man glitte über Wiesen und Seen geradezu direkt in fernste Bergwelten hinein, in eine Gegend voller Lieblichkeit, mit Bächen, Wäldern und Auen im Über-

fluss, vor der Nase immer ein von der Sonne gewärmter See als Tatbestand einer täglich erlebbaren Topografie des Schönen. Ein Panorama, um es kurz zu machen, das wie ein universelles Passepartout hinreichend viele Landschaftsmöglichkeiten der Welt in sich vereint.

Merkwürdig, dass die poetische Kraft der Region, in der sich die eigene Kindheit abspielt, dazu verführt, sie irgendwann für eine womöglich derbe Welt geradezu leichtsinnig verlassen zu wollen. Jeder, der die Kraft von Märchen kennt, diesen Restbestand magischen Denkens in der durchrationalisierten Lebenswelt, wird durch die Lektüre in alternativer Weltwahrnehmung geschult. Das noch weitgehend ungehinderte Einbildungsvermögen des Kindes ist in der Lage, im Wald hinter der eigenen Siedlung den König Artus in sich zu entdecken, den Trapper in sich zu finden, den legendäres Land erkundenden Eroberer, den Entdecker und Forschungsreisenden in sich aufzuspüren. Je vertrauter die Heimat, desto freier entfaltet sich die Sehnsucht nach dem Anderen in der Fremde, ohne dass eine klar konturierte Vorstellung davon zur Verfügung stünde, wo in der realen Welt dieses Andere genau zu finden wäre. Spielt man den Aufbruch nicht immer wieder einmal durch? Träumt man sich nicht immer mal fort in Steppen, auf Almen oder in Karste, von denen man gelesen, die man in Fernsehbeiträgen oder Kinofilmen gesehen hat? Und ist man nicht längst schon aufgebrochen, bevor man zum ersten Mal in ein fremdes Land einreist?

Ich saß also im Wohnzimmer und sah mich durch sumpfiges Gelände stapfen, und durch die zur Seite gedrückten Schilfpflanzen an einem kleinen See erkannte ich ein Boot. Es mag sein, dass diese Bilder seit jeher unbewusst im Gedächtnispalast meines Gehirns lagerten und durch irgendeinen

Reiz oder Trigger unwillkürlich abgerufen wurden. Was auch immer es war: Jahre nach meinen Kinderträumen stand ich einmal am Ufer eines kleinen Sees im rumänischen Donaudelta, dessen Existenz für mich bis dahin undenkbar war. Eroberer oder Expediture der British Geographic Society hätten sich hier durchs Pflanzendickicht schlagen können, und ich tat es nun ebenso, leise, vorsichtig, geradezu behutsam, um zu sehen, was hinterm Horizont aufscheinen würde, als plötzlich ein junger Pferdetreiber vor mir stand. Kann man sich mein Staunen vorstellen? In diesem Moment schien nicht nur alles möglich, sondern war alles auch ungewiss – immerhin war ich hinreichend perplex. Intuitiv rüstete sich mein Körper zur Kampfbereitschaft, denn nichts war geklärt oder vorbedacht, kein Fluchtweg, kein Ausweg, kein Rückweg. Das Gelände war unübersichtlich, ein wenig grob und rau, weder gab es Häuser noch Laternen noch Geborgenheit, und aus dem Delta quoll eine gigantische anthrazitfarbene Rauchwolke empor und nahm mir den Atem. Hier war es, das Andere, und es war auf ganz andere Weise anders, als ich gedacht hatte.

Ein kurzes Schweigen später saß ich in einer Wellblechhütte auf einem Schemel, und der junge Pferdetreiber, dessen Namen ich bis heute nicht kenne, brühte auf einer mit zwei Drähten kurzgeschlossenen Eisenplatte tiefschwarzen Kaffee auf, dessen Pulver er in einer Dose aufbewahrte, in der ebenso ausgegrabene byzantinische Münzen oder Kieferknochen urweltlicher Echsen hätten verwahrt sein können. Keine Sprache, keine Grammatik, nicht ein einziges Wort war in der Lage, uns Verständigung zu ermöglichen, und doch blieb ich Stunden sitzen, und doch verstanden wir einander. Er zeigte mir gefundene Gegenstände, tätschelte den Kopf seines Pfer-

des, das durch die offene Tür in die Hütte lugte, und gab mir, als vertraute er dem Fremden das Wichtigste auf Erden an, den um den Hals des Tieres liegenden Strick in die Hand. Immer wieder brühte er neues Pulver auf. Schwenkte. Goss. Trank. Wir schlürften den Kaffee und sprachen im Schweigen, und als es dämmerte, führte er mich zum Fluss. Ein Fischerboot ohne Fischer trieb auf dem Wasser, während sich im Hintergrund das Feuer immer weiter durchs Schilf fraß. Die Luft war geräuchert und nur um den Preis von Hustenattacken in die Lungen zu holen. Hinter dem See lag eine steppenartige Fläche, und irgendwann blieben wir stehen und wussten, was kommen würde. Wortlos trennten wir uns und begegneten uns nie wieder. Ich aber sah, wie der Pferdetreiber ins Donaudelta ging, sein Pferd am Strick führend, und bis heute steht mir sein Gesicht vor Augen. Ich sehe die Traurigkeit, die sein Blick hatte, die melancholisch umflorte Sehnsucht nach dem Anderen oder Vergangenen oder Verlorenen, und wenn ich an ihn denke – und das tue ich öfter als vermutet –, überkommt mich die Ahnung, damals etwas Großes begriffen zu haben, ohne dass irgendetwas groß oder greifbar gewesen wäre.

All das war in kurzer Zeit geschehen, da ich über ein paar Stunden hinweg in der biblisch anmutenden Hütte im Hinterhalt eines brennenden Flusses ungeheuren Frieden erfuhr, und die Einsamkeit des Pferdeträbers, der mir wie ein alttestamentlicher Eremit vorkam, strahlte eine Seligkeit aus, als hätte dieser junge Mann das sagenhafte Glück gehabt, aus einer Zeit gefallen zu sein, von der er vielleicht nichts wusste.

Übrigens: Vor dreißig Jahren hatten wir, die damals heranwachsen und zu ersten Reisen aufbrachen, zwei Privilegien.

